

Dresdner Literaturner

Drei Worte Erzählband

Impressum

1. Auflage: Februar 2011
Dresdner Buchverlag GbR, Bürgerstr. 20, 01127 Dresden •
www.dresdner-buchverlag.de

Die Urheberrechte an den Beiträgen liegen bei den jeweiligen Autoren

Lektorat/Korrektorat: „Verlags- & Autorenservice“ Peggy Salomo
Bürgerstr. 20, 01127 Dresden • www.lektorat-salomo.de

Wachskreidebilder zu „Folge deinem Herzen“: Kolja Wekenmann
Idee Cover: Lisa Börnert • grafox Gestaltung & Fotografie
Covergestaltung, Layout: „ellegraph“ Dajana Mehner

ISBN: 978-3-941757-24-0

Preis: 13,90 EURO

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
Oh Füllhalter du ... (Yvonne Schönlein)	9
Hin und zurück (Rolf Bergmann)	12
Wo bleibst du? (Claudia Thoß)	15
Frag mich nicht (Bianka Bleisch)	21
Ein guter Mensch (Volker Schreckenbach)	22
Mach es besser (Willi Hetze)	28
Gewinnen und verlieren (Rolf Bergmann)	38
Christian ist es (Claudia Thoß)	49
Einmal im Jahr (Bianka Bleisch)	55
Gut gemacht, Krieger (Frank Heuer)	57
Gestern, heute, morgen (Willi Hetze)	60
Du schaffst es! (Volker Schreckenbach)	62
Ich hasse dich (Claudia Thoß)	66
Aus und vorbei (Bianka Bleisch)	79
Alles ist anders (Willi Hetze)	83
Folge deinem Herzen (Bianka Bleisch)	105
Wasser – Sonne – Wind (Chanda von Keyserlingk)	115
Bitte ein Bit (Volker Schreckenbach)	116
Du bist schuld (Frank Heuer)	118
Weltall – Erde – Mensch (Rolf Bergmann)	119
Die Autoren	126

VORWORT

„Wort frei!“ heißt die Devise der Autorengruppe DRESDNER LITERATURNER – und dann nur „Drei Worte“? Ist das nicht ein Widerspruch?

Nein, denn mit drei Worten lässt sich bekanntlich Entscheidendes sagen. Deshalb wählten wir statt eines Themas diese Vorgabe für unseren ersten Erzählband. Bedingung war, dass die ausgesuchten drei Worte nicht nur als Überschrift stehen, sondern den Kern jeder Geschichte bilden.

Unsere Riege ist zwar von Alter, Herkunft und Beruf bunt zusammengesetzt, aber alle LITERATURNER haben ein Fernstudium an einer Schreibakademie absolviert, um das Handwerkliche des literarischen Könnens zu vervollkommen. Der Wunsch nach weiterem gegenseitigem Austausch führte 2007 zu einem Stammtisch in einer Gaststätte am Großen Garten, später in einem Schachclub, bevor wir mit dem Literaturbüro im Erich-Kästner-Museum einen optimalen Ort für unsere monatliche Werkstatt fanden.

Mit unserem Erzählband „Drei Worte“ stellen wir uns erstmals als DRESDNER LITERATURNER der Öffentlichkeit vor und hoffen, mit unseren Kurzgeschichten, Erzählungen, Gedichten, szenischen Texten und Märchen unsere Leser gut zu unterhalten.

OH FÜLLHALTER DU ...

YVONNE SCHÖNLEIN

Es ist jeden Morgen das Gleiche. Ich steige in die Straßenbahn der Linie 4 und setze mich hinter der Fahrerkabine auf den Fensterplatz, um nicht gestört zu werden. Dreißig Minuten Fahrzeit bis zur Arbeit. Zeit zum Lesen oder Schreiben. Ich ziehe mein Buch aus der Tasche und lese „Oh Füllhalter du ...“, doch ich komme über diese drei Worte nicht hinaus. Mein Gott, noch mal das Ganze! Verdammt, warum kann ich mich nicht konzentrieren?!

Schräg hinter mir dröhnen abgehackt Rhythmen eines Technofreaks. *Uffz, uffz, wumm, wumm, uffz, uffz, wumm, wumm.*

Ich lese „Oh Füllhalter du ...“ und lese es auch nicht, denn ich komme nicht an gegen *uffz, uffz, wumm, wumm*. Es ist stärker. Es ist lauter.

In Sekundenschnelle schwillt mein Hals an und mein Blutdruck steigt. Ruckartig wende ich mich meinem Hintermann zu, mit dem ich Rücken an Rücken sitze, und tippe ihm forsch auf die linke Schulter. Es kostet mich Überwindung, aber ich wahre den freundlichen Ton in der Stimme. Viel lieber würde ich dem Kerl die Kopfhörerkabel kappen, damit ich diesen Geräuschküll nicht mehr ertragen muss.

„Würden Sie bitte Ihre Musik leiser stellen? Ich möchte gern lesen. Danke.“ Der Typ dreht sich im Zeitlupentempo um und mustert mich mit einem verächtlichen Grinsen. Er macht keine Anstalten, leiser zu stellen. „Was willst’ n von mir? Kannst mir gar nichts!“ Und dreht lauter.

An Lesen ist nicht mehr zu denken. Wut breitet sich in mir aus wie eine Wespenstichallergie. Ich springe auf, packe den Kerl am Kragen, drehe ihm hinterrücks den Hals um, schleudere seinen iPod auf den Gang und zertrete das Teil. Wie wohl ich mich dabei fühle, kann ich nicht in Worte fassen. Ein Gefühl der Genugtuung besiegt die Allergie, die mich vor wenigen Sekunden noch lähmte.

Leider bin ich nur in Gedanken so mutig. Schade, denn dann wäre Ruhe. Endlich!

Ich schaue aus dem Fenster, atme tief durch und blicke zurück ins Wageninnere. Eine Rentnerin mit grauen, hochgesteckten Haaren, die dem Jüngling gegenüber sitzt, schüttelt resigniert den Kopf. Offensichtlich ist

sie auf meiner Seite, aber traut sich nicht, mir zu helfen. Unsere Blicke kreuzen sich, doch sie bleibt stumm.

Ich knalle mein Buch zu. Was soll ich mit dem Satz „Oh Füllhalter du ...“? Die Musik dröhnt weiter an meinem Hinterkopf.

Das halte ich nicht aus! Verdammt noch mal! Heute will ich das Geklimmere nicht ertragen. Hastig verlasse ich meinen Stammsitz, das Buch in der einen und die Handtasche in der anderen Hand. Noch habe ich die Hoffnung auf ein ruhiges Plätzchen. Mit Scannerblick abwechselnd nach rechts und links schauend, suche ich nach dem perfekten Sitzplatz. Doch in jeder zweiten Reihe sitzen Fahrgäste mit Kopfhörern. Ob ein Malerlehrling mit bunt bekleckter Latzhose oder ein Girlie von höchstens zehn Jahren, ob eine junge, stoppelhaarige Mutter mit Kinderwagen oder ein gestylter Banker mit schwarzem Lederkoffer – sie alle zwingen mir ihre Geräuschwelt auf. Dazwischen prasseln Wortfetzen derjenigen auf mich ein, die ihre privaten oder dienstlichen Gespräche mit BlackBerry, iPhone oder stinknormalen Handys in die Bahn verlegt haben.

„Ich bin gerade am Fetscherplatz.“

„Was, du hast noch kein Brot eingekauft?“

„Du musst dir keine Sorgen machen, wenn ich mit den Kindern unterwegs bin. Du spionierst mir doch nicht nach, oder?“

„Wissen Sie nicht, dass der Dynamo-Vertrag in einer geheimen Abstimmung entschieden wird? ... Ja, der Stadtrat wird vor vollendete Tatsachen gestellt. ... Woher ich das weiß? Nun ja, Sie kennen mich ja, ich habe so meine Quellen.“

Verdammt noch mal! Ich frage mich, wer schlimmer ist, die Kopfhörer-Fetischisten oder die verbalen Selbstdarsteller. Wieso muss Musik nur noch dröhnend gehört werden? Warum telefonieren alle so laut, dass es in der letzten Reihe zu hören ist? Nervt das die anderen Fahrgäste auch oder bin ich nur zu gestresst? Ich verstehe die Welt nicht mehr. Es ist krank und es macht krank.

Ganz hinten im Wagen finde ich einen ruhigen Platz. Erleichtert lasse ich mich neben einem sonnengebräunten jungen Mann um die dreißig in Lederjacke und Jeans auf den Sitz fallen. Ich mustere ihn unauffällig, denn irgendetwas stimmt nicht mit ihm. Er sitzt einfach nur da. Vielleicht trifft er am Vormittag nach vielen Jahren einen alten Kumpel.

Vielleicht hat er eine schlaflose Nacht mit seiner neuen Freundin verbracht. Oder er hat ein großes Projekt erfolgreich abgeschlossen. Mir gefällt, dass dieser Mensch mit einem entspannten, lächelnden Gesicht aus dem Fenster blickt, ohne Kopfhörer im Ohr und Telefon in der Hand. Am liebsten würde ich ihn umarmen und fragen, warum er nur dasitzt und ob ihn der Lärm ringsum nicht stört. Aber ich bin feige und spreche ihn noch nicht einmal an. Und ärgere mich schon wieder, aber diesmal über mich selbst.

Ich schlage mein Buch noch mal auf und will dort weiterlesen, wo ich vor fünf Minuten aufgehört habe. „Oh Füllhalter du mit Platinfeder, dass dein Lauf rasch und ohne Anstoß ...“

Weiter komme ich nicht, denn die Wut über den Technofreak und die übrigen Lärmproduzenten sitzt noch tief. Endgültig verstaue ich das Buch von Queneau¹ in der Handtasche auf meinem Schoß und beschließe, es dem jungen Mann neben mir gleichzutun. Ich schaue aus dem Fenster und lasse die verschiedenen Musikrichtungen und Telefongespräche aus der Ferne an mir vorbeirauschen.

Mein Atem erreicht langsam Normalfrequenz. Noch zwei Stationen, dann muss ich raus.

Es klingelt.

Verdammt, schon wieder!

Ich bin enttäuscht von meinem Sitznachbarn, aber der lässt sich nicht stören, denn die vorbeiziehende Fassade der Gläsernen Manufaktur scheint wichtiger zu sein.

Der Ton schwillt an. Jetzt merkt es auch mein Nachbar. Er wendet seinen Blick von dem modernen Glasbau ab und schaut mich vorwurfsvoll an, bevor sein Blick an meiner Handtasche hängen bleibt.

Mein Telefon klingelt.

¹ Raymond Queneau: Stilübungen, Bibliothek Suhrkamp, Suhrkamp Verlag, Erste Auflage 2007.

HIN UND ZURÜCK

ROLF BERGMANN

Rob setzte die *Dornier 328* sicher auf die Landebahn in Neuostheim auf. Er ließ die Maschine ausrollen bis vor das Empfangsgebäude. Erst jetzt, da die Passagiere aus seiner Verantwortung entlassen wurden, erlaubte er sich, an Pia zu denken. Der Wunsch, sie bald zu treffen, kam heftig über ihn. Das Gefühl kannte er nur zu gut, jedes Mal nach der Landung in Mannheim trat es ein. Dennoch war abgemacht, dass sie ihn nie vom Flugplatz abholte. Rob fuhr allein mit dem Taxi ins Hotel.

Der Taxifahrer war einer von der gesprächigen Sorte, er wollte wohl dem Piloten aus Berlin imponieren mit den neuesten Gerüchten über den zurzeit prominentesten Untersuchungshäftling in der Stadt. Er nannte ihn nur den „Wettermann“, als hätte er keinen Namen, obwohl sein Name doch in aller Munde war.

Für Rob war das Wetter berufsbedingt der entscheidende Faktor, daher interessierte es ihn mehr, wie es mit der Wetterfirma weiterging, weniger die Spekulationen um diesen Wettermann, die er ziemlich haltlos fand. Am Holiday Inn in N6 stieg Rob aus, froh, dem Redeschwall des Taxikutschers zu entkommen.

Er empfing den Schlüssel für sein vorbestelltes Zimmer. Dort zog er sofort seine Uniform aus und lässige Zivilklamotten an. Da es ein warmer Sommerabend war, benötigte er kein Jackett.

Sein Mobiltelefon summte.

Endlich, Pia meldete sich, wie üblich mit einer SMS.

„Hallo, schöner Wettermann, ich erwarte dich um acht.“

Rob starrte ungläubig auf das Display. Wettermann? So hatte sie ihn noch nie genannt. Sie verwendete genau das gleiche ominöse Wort wie der Taxifahrer.

Er antwortete nicht sofort. Eine Stunde hatte er noch Zeit. Pia mochte es nicht, wenn er zu früh bei ihr erschien. Sie wollte sich erst bereit für ihn machen. Er besuchte sie zwei, drei Mal im Monat, je nach Flugplan. Ihr Alltag blieb ihm verschlossen. Das war eine strikt eingehaltene Abmachung.

Auch sie kannte seine Welt nur andeutungsweise. Dresden, Hamburg,

Friedrichshafen, manchmal auch Saarbrücken, das waren die anderen Landeplätze, die er regelmäßig anflieg. In Dresden besuchte er Anna, am Bodensee wartete Rosi auf ihn. Keine wusste von den anderen Frauen, keine fragte: Hast du sonst noch jemanden? Er ging davon aus, sie fragten aus demselben Grund wie er nicht: um die wenigen glückhaften Stunden, die ihnen beschieden waren, nicht zu gefährden.

Schöner Wettermann. Was meinte Pia damit? Erwartete ihn statt einer Liebesnacht ein Verhör? Was treibst du in Dresden? Von Anna in Dresden konnte sie nichts wissen. Er hatte noch nie die Namen verwechselt. Er machte keine weitergehenden Versprechungen. Er war ein Mann der Lüfte, der den Schwebezustand liebte, der keine festen Bindungen eingehen mochte. Das galt genauso für seine Partnerinnen, von denen er annehmen konnte, dass sie die sporadischen Liebesabenteuer schätzten, weil sie dabei ihre private Unabhängigkeit behielten. Seine verlässlichste Braut war das Flugzeug. Aber rücksichtsvoll und charmant wie er war, würde er das Pia nie sagen. Von einer Maschine ausgestochen zu werden, das konnte sie schwerlich akzeptieren. Sie würde immer nach der anderen im Verborgenen, nach der Konkurrentin dahinter forschen. Und es gab ja diese anderen, wenn auch nicht als Rivalinnen, wie sie es auffassen würde. Auch er wusste nicht, ob Pia in Mannheim, ob Anna in Dresden nicht noch mit anderen Männern ins Bett gingen.

Nachträglich musste Rob dem Taxifahrer dankbar sein. Ohne dessen Rede hätte er das drohende Gewitter nicht erkannt. Er brauchte ruhiges Wetter, privat und im Beruf. Nie blieb er bis zum Frühstück bei Pia. Kein Hauch eines schalen Alltags sollte sich in ihre Beziehung einschleichen. Er kehrte immer, wie spät es auch sein mochte, in sein Hotelzimmer zurück. Feigheit war kein Vorwurf, der ihn traf. Er war Pilot. Frauen sahen in ihm einen mutigen Mann. Doch Risiken, die im Nebel des Verborgenen lauerten, musste ein Pilot umfliegen.

Er klappte das Handy auf und schrieb: *„Hi, Pia. Verwechselst du mich? Ich komme nur, wenn du auch zukünftig nicht alles von mir wissen willst. LG Rob.“*

Das war ein halb ausgesprochenes Eingeständnis, dass es an anderen Orten andere Frauen gab.

Er bekam keine Antwort. Vielleicht wartete Pia trotzdem mit ihren Fra-

gen auf ihn, vielleicht spekulierte sie, dass er die quälende Ungewissheit nicht ertrug. Aber die Anrede „schöner Wettermann“ war für ihn eine Grenzüberschreitung, immerhin saß der echte, nicht so schöne Wettermann im Gefängnis und sie wünschte ihn wohl auch dahin, trotz der Einladung für acht.

Er konnte nicht anders, er musste nach der alten Pilotenregel handeln: Hin und zurück! Denke vor dem Hinflug in ein Abenteuer an die sichere Rückkehr. Wenn das Zurück nicht gewährleistet ist, darf es kein Hin geben.

Goldene Pilotenregeln, gewiss – aber das Leben. Der laue Abend lockte ihn ins Freie. Rob setzte sich in ein Straßenbistro auf die Kapuzinerplanen. Schöne Frauen in leichten Sommerkleidern flanieren vorbei. Er sah ihnen nach und erfreute sich an ihrem Anblick.

WO BLEIBST DU?

CLAUDIA THOSS

So schnell ich konnte, rannte ich die Straße hinunter. Die Winterluft mischte sich mit den weißen Wolken meines Atems, winzige Schneeflocken umtanzten mein Gesicht. Vor dem Bushäuschen blieb ich endlich stehen. Ich kam zu spät: Der Bus fuhr bereits an und bog wenige Meter weiter in den nächsten Seitenblock ein.

Vor Erschöpfung sank ich auf die Knie. Der letzte Bus, der mich hätte nach Hause bringen können, war weg.

„Na, wen haben wir denn da?“, hörte ich plötzlich eine Stimme hinter mir und fuhr herum. „Steh lieber auf, sonst erkältest du dich noch.“

Ich kannte diese Mischung aus falscher Besorgnis und blankem Spott. Was machte Sascha hier?

„Solltest du nicht längst auf dem Weg nach Hause sein?“, fragte er weiter. Widerwillig erhob ich mich und warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

„Ich habe den Bus verpasst“, gab ich knirschend zu.

„So ist das. Weshalb nimmst du dann kein Taxi?“

„Bist du verrückt?“, fuhr ich ihn an, bereute es im nächsten Moment jedoch sofort, schließlich konnte Sascha nichts dafür, auch wenn er wieder einmal unausstehlich war. „Das ist viel zu weit, außerdem hab ich nicht so viel Geld.“

„Wie du meinst. Dann wünsche ich eine angenehme Nacht hier draußen. Ich habe gehört, es sollen minus zehn Grad werden.“

Er wandte mir den Rücken zu und hob wie zum Abschied die Hand.

„Viel Spaß noch! Mir ist es zu kalt hier.“

Als er sich einige Schritte entfernt hatte, meinte er seufzend: „Ich hätte dich ja gefahren, doch mit einem Verrückten wie mir willst du sicher nicht ...“

„Ist das dein Ernst?“, unterbrach ich ihn. Ich traute meinen Ohren nicht. Sollte er mir tatsächlich helfen wollen?

„Nein.“

Er hatte sich wieder mir zugedreht und grinste mich an, als hätte er etwas unglaublich Komisches gesagt.

Am liebsten hätte ich ihn geohrfeigt – und mich dazu, dass ich angenom-

men hatte, dieser Mensch sei in irgendeiner Weise hilfreich. Doch Sascha redete schon weiter: „Ich habe nicht mal ein Auto. Sieht so aus, als würdest du hier festsitzen.“

Sein falsches Bedauern konnte er sich schenken!

„Scheint heute nicht mein Tag zu sein“, erwiderte ich kalt. „Erst verpasse ich den Bus und dann läufst du mir über den Weg.“

„Ja, das Leben ist grausam und ungerecht.“

Wenn es darum ging, mich zu schikanieren, war Sascha stets zur Stelle. Seit der Mittelstufe machte er mir das Leben schwer und während des Studiums hatte sich daran nichts geändert. Nicht einmal an der Uni war es möglich, ihm aus dem Weg zu gehen, da wir einige Seminare gemeinsam besuchten.

Ich brauchte jetzt dringend einen Glühwein. Nicht nur, weil sich die Kälte langsam durch meinen Mantel fraß, sondern auch, um mich zu beruhigen.

Demonstrativ kehrte ich Sascha den Rücken.

„Warte! Wo willst du hin?“, rief er mir nach.

„Dahin, wo du nicht bist.“

„Ich komme mit.“

Schlimmer ging es kaum, dachte ich, konnte jedoch nicht verhindern, dass er mir tatsächlich folgte. Als ich in ein Café einkehrte und mir einen Kakao bestellte – es sollte für ihn nicht so aussehen, als betrinke ich mich –, ließ er nicht locker und setzte sich zu mir.

„Was willst du?“, fauchte ich, während er seinen Mantel lässig über die Stuhllehne warf.

„Einen Kakao bitte.“

Ich funkelte ihn an, doch Sascha lächelte nonchalant. Rasch notierte die Kellnerin an unserem Tisch die Bestellung.

Als wir wieder unter uns waren, fing er erneut an: „Also, sag, wo willst du heute Nacht schlafen?“

„Das geht dich gar nichts an!“

Scheinbar empört wich er zurück und hob, wie zur Beschwichtigung, die Hände. „Aber, aber, meine Schöne! Nun sei doch nicht so garstig!“

„Ich bin noch viel zu freundlich.“

Hatte ich mich verhört oder hatte er mich eben „meine Schöne“ genannt? Der Mann ließ wirklich keine Unverschämtheit aus.

In dem Moment kehrte die Kellnerin mit den Getränken an unseren Tisch zurück. Sie schien zu spüren, dass zwischen uns ein Unwetter heraufzog, denn sie lächelte nur höflich und beeilte sich, den Kakao zu servieren. Dass für Außenstehende die Ruhe vor dem Sturm so deutlich auszumachen war, gab mir zu denken. Vielleicht war ich wirklich zu garstig. Tatsächlich hatte mich Saschas Frage nur daran erinnert, dass ich keine Ahnung hatte, wo ich die Nacht verbringen sollte. Keiner meiner Freunde wohnte in der Nähe und für ein Hotel fehlte mir das Geld.

„Du hast meine Frage nicht beantwortet“, durchbrach Sascha meine Gedanken. „Wohin willst du heute Nacht?“

Mit beiden Händen umklammerte ich die Kakaotasse vor mir.

„Ich ... ich weiß es nicht“, gab ich schließlich kleinlaut zu. Sicher würde Sascha mich noch mehr verspotten als bisher.

Ich sollte Recht behalten.

„Tja, meine Schöne, dann hoffe ich, dass du warm angezogen bist. Wird sicher kalt unter der Brücke.“

Sichtlich amüsiert trank er seinen Kakao. Ich wich seinem Blick aus, spürte jedoch genau, dass er mich weiterhin beobachtete.

„Verschwinde endlich!“, zischte ich.

Eine Weile blieb es so still, dass ich glaubte, den Schnee draußen fallen zu hören. Doch dann drangen die Geräusche der Umgebung wieder zu mir durch und ich hörte, wie Sascha schnaubte: „Ganz wie du wünschst.“

Damit stand er auf, schnappte seinen Mantel und verließ das Café. Ich machte mir nicht die Mühe, ihm nachzusehen, sondern trank unbeirrt meinen Kakao, an dem ich mir beinahe die Lippen verbrannte.

Erst jetzt fiel mir ein, dass Sascha mich mit der Rechnung allein gelassen hatte. Heute schien wirklich nicht mein Tag zu sein. Seufzend stellte ich die Tasse zurück und überlegte, wie es weitergehen sollte. Irgendwo musste sich ein Schlafplatz finden – und zwar nicht auf der Straße. Doch so sehr ich auch überlegte, mir wollte nichts Gescheites einfallen.

Nachdem ich meinen Kakao ausgetrunken hatte, winkte ich die Kellnerin heran.

„Darf es noch etwas sein?“

„Die Rechnung bitte.“

Mir würde nichts anderes übrig bleiben, als zum Bahnhof zu laufen und zu hoffen, dass es in der Wartehalle warm genug wäre. Wenigstens für

ein paar Stunden, bis der nächste Zug einfuhr. Viel Schlaf würde ich in dieser Nacht nicht bekommen, doch es war allemal besser, als draußen zu erfrieren.

„Die hat bereits der junge Mann beglichen“, unterbrach die Kellnerin meine Gedanken.

„Wie bitte?“ Ich wollte noch mehr sagen, brachte vor Erstaunen aber kein Wort heraus. Daher nickte ich nur, schlüpfte in meinen Mantel und verließ das Lokal.

Draußen hatte das Schneetreiben sich beinahe gelegt, nur der Wind heulte durch die Straßen. Kaum ein Mensch kam mir entgegen. Ich zog meinen Mantel enger um mich, als mir Saschas Worte wieder einfielen. Fast zeitgleich bohrte sich die Kälte wie Eiskristalle in meine Augen, bis mir die Tränen kamen.

Rasch lief ich weiter.

Je näher ich der Bahnhofshalle kam, desto schleppender ging ich weiter. Es war nicht mehr nur die Kälte, die mir zu schaffen machte. Wenn ich heute Nacht nicht nach Hause kam, würden meine Eltern sich Sorgen machen. Ich hätte sie wenigstens anrufen sollen.

Als ich unter das Dach trat, holte ich das Handy aus meiner Tasche.

„Na, wen rufen wir denn um diese Zeit noch an?“

Erschrocken ließ ich das Handy sinken und fuhr herum. „Sascha?“

„Oh, du erinnerst dich also, das freut mich.“

War ja klar, dass er wieder mit einem seiner Sprüche kommen würde. Aber was machte er hier?

Als hätte er meine Gedanken gelesen, meinte er: „Eigentlich wollte ich nur eine Fahrplanauskunft einholen und nun treffe ich dich hier. Verfolgst du mich etwa?“

„Als ob!“

Offenbar schien ihn meine Antwort zu belustigen.

„Verstehe, unter der Brücke war also kein Platz mehr. Sehr bedauerlich.“

„Spar dir dein falsches Mitleid!“, sagte ich düster.

Zu meinem Erstaunen schwieg er tatsächlich, machte jedoch keine Anstalten, zu gehen.

„Hast du nicht erfahren, was du wolltest? Dann kannst du ja gehen.“

Ich sah ihn nicht an, doch ich spürte genau, dass er mich beobachtete.

„Nein, noch nicht.“

Seine Worte klangen überraschend ernst. Zum ersten Mal an diesem Abend schien er nicht zu Scherzen aufgelegt.

„Dachtest du wirklich, ich lasse dich unter einer Brücke schlafen?“

Ich zuckte leicht zusammen unter der Berührung seiner Hand, die sich auf meine Schulter legte, brachte kein Wort hervor. Lautlos schüttelte ich den Kopf, obwohl ich nicht sicher war, ob er nicht doch nur seine Späße trieb.

„Na siehst du. Also, lass uns gehen!“

Ungläubig hob ich den Kopf.

„Was? Wohin denn?“

Sascha lächelte, doch es war ein aufmunterndes Lächeln. Ich erinnerte mich nicht, dass er mich je so angesehen hatte.

„Wohin schon, meine Schöne, zu meinen Eltern natürlich. Du sollst nicht glauben, ich hätte unlautere Absichten. Allerdings müssen wir ein ganzes Stück laufen.“

Wie selbstverständlich nahm er meine Hand, führte mich hinaus und die Straße hinunter und mit derselben Selbstverständlichkeit folgte ich ihm.

„Ach, bevor ich es vergesse. Laut Fahrplanauskunft fährt dein nächster Zug erst in sechs Stunden. Der Bus sogar erst in acht. Was wohnst du auch so weit außerhalb? Jedenfalls könntest du ruhig mal Danke sagen, dass ich dir so selbstlos helfe.“

„Danke.“

Leichter als geglaubt kam mir das Wort über die Lippen. Sascha hatte Recht, selbst wenn er schon wieder in seine typisch herablassende Art zurückfiel. Ein Danke war das Mindeste.

„Ach was, meine Schöne, nicht der Rede wert.“

Nun musste auch ich lächeln. Doch anstatt etwas zu erwidern, lief ich schweigend neben ihm her.

„Da wären wir“, verkündete Sascha, nachdem wir eine Weile gegangen waren.

Erst jetzt fiel mir auf, dass er meine Hand noch immer nicht losgelassen hatte. Wir passierten das Tor zum Vorgarten und erreichten die Haustreppe.

„Was ist? Hast du es dir anders überlegt?“, fragte er, als ich zögerte, ihm die wenigen Stufen hinauf zu folgen.

Abermals schüttelte ich den Kopf.

„Wieso ... wieso tust du das für mich?“

Ich sah ihn an, doch es war schwer auszumachen, was in ihm vorging. Er antwortete nicht sofort, sondern schien zu überlegen, wie die Frage gemeint war.

„Es ist eben nicht jeder so garstig wie du, meine Schöne“, meinte er schließlich mit einem Lächeln, doch etwas daran stimmte nicht.

Er entfernte sich zwei Schritte in der Absicht, die Tür zu öffnen. Dabei murmelte er, dass ich es gerade noch verstehen konnte: „Ich bin nicht so herzlos, wie du denkst.“

Rasch schloss ich zu ihm auf, ergriff seinen Arm. „Das weiß ich doch.“ Seit wann nahm er sich meine Worte so zu Herzen? Diese plötzlich über ihn gekommene Trauerstimmung war nicht auszuhalten und passte so überhaupt nicht zu seinem sonstigen Verhalten.

„Ich wüsste nur gern, womit ich diese Freundlichkeit verdient habe.“

Obwohl ich versucht hatte, unbeschwert zu klingen, schien Sascha noch immer mit sich zu ringen. Doch als er sich mir zuwandte, war sein amüsiertes Lächeln zurückgekehrt.

„Ich kann schlecht zulassen, dass das einzige Mädchen, das es seit der Mittelstufe mit mir aufnehmen kann, hier draußen erfriert.“

Meine Augen weiteten sich vor Erstaunen, ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Doch Sascha nahm mir die Entscheidung ab.

„Jetzt schau nicht so entsetzt und komm herein. Oder sollen wir beide hier draußen erfrieren?“ Er lachte und hielt mir die Tür auf. „Wegen deiner Eltern musst du dich übrigens nicht sorgen, die sind schon informiert. Gleich nachdem ich das Café verlassen hatte, hab ich bei euch angerufen.“

„Was hast du ihnen erzählt?“

„Dass ich dich entführt habe und nun eine Million Lösegeld verlange. Dir ist sicher kalt. Möchtest du etwas trinken?“

Lachend schüttelte ich den Kopf. Vielleicht, so dachte ich, während ich seiner Einladung folgte, war Sascha doch kein so übler Kerl und das Ende dieses Tages der Anfang unserer Freundschaft.

FRAG MICH NICHT

BIANKA BLEISCH

Frag mich nicht heute
warum ich nicht esse
Frag mich nicht morgen
warum ich nicht schlafe
Frag mich nicht in einer Woche
warum ich nicht anrufe
Frag mich nicht nächsten Monat
warum ich nicht lache
Frag mich in einem Jahr
damit ich dir sagen kann
ich vermisse dich nicht mehr

EIN GUTER MENSCH

VOLKER SCHRECKENBACH

„He, was soll das?! Loslassen! Sofort!“

„Beruhigen Sie sich, Frau Leineweber. Bitte. Es passiert Ihnen nichts.“

„Ach, Sie sind es. Der feine Herr Thieler. Ich werde Sie beim Klinikdirektor anzeigen, wenn Sie mich nicht sofort absetzen!“

„Ich mein's doch nur gut, Frau Leineweber. Immer steht Ihr Rollstuhl an der gleichen Stelle im Foyer, schon die ganze Woche. Immer haben Sie Ihr Notebook auf dem Schoß und schreiben irgendwas. Sie müssen mal etwas anderes sehen.“

„Was kümmert Sie eine alte Frau wie ich, ein Krüppel, hässlich und unfreundlich?“

„Das sind Sie nicht, Frau Leineweber. Bestimmt nicht ... wenn es ... nun ja ... wenn es manchmal auch so aussieht.“

„Nun setzen Sie mich endlich ab! Ich komm allein zurecht, brauch kein Mitleid! Kümmern Sie sich lieber um Ihre schöne Tischnachbarin, die Lore, die schmilzt doch jedes Mal dahin, wenn Sie um die Ecke kommen.“

„Ach, die Lore, die nehme ich doch nicht ernst. Sie soll sich einen anderen Kurschatten suchen. Kein Interesse.“

„Das wundert mich aber. Ich hatte den Eindruck, dass Sie ... na ja ... geht mich nichts an. Außerdem ist sie eine hübsche Frau, die Lore. Ihre Sache, mit wem Sie anbandeln.“

„Richtig, Frau Leineweber. Und heute hab ich eben Lust, mit Ihnen anzubandeln, hihi.“

„Mit mir? Unsinn! Schauen Sie mich doch an: rund wie ein Bauernbrot, eine dicke Warze an der Nase und Brillengläser wie Aschenbecher. Und aus meinem Rollstuhl komme ich ohne Hilfe kaum noch heraus. Sie wollen mir doch nicht ernsthaft den Hof machen, Herr Thieler? Lächerlich.“

„Gut, das mit dem Anbandeln war ein Scherz. Aber ich möchte, dass Sie dazugehören wie jeder andere auch. Reha macht keiner aus Spaß. Jeder hat seine Probleme, auch ich – und sogar die Lore, wenn sie auch noch so sexy lächelt.“

„Soweit ich weiß, ist es bei Ihnen die Pumpe, stimmt's?“

„Stimmt.“

„Und das in Ihrem Alter. Sie sind bestimmt erst ... schätze mal so Anfang vierzig.“

„Neunundvierzig bin ich, Frau Leineweber.“

„Oh, gut gehalten, jedenfalls äußerlich, Herr Thieler.“

„Danke.“

„Dann lass ich mich also von einem Herzkranken durch die Gegend schieben – und das bei meinem Gewicht und noch dazu in dieser Hügel-landschaft. Das kann ich nicht zulassen. Wo wollen Sie mich eigentlich hinkutschieren?“

„Auf die kleine Anhöhe da drüben. Dort hat man einen herrlichen Ausblick. Es wird Ihnen gefallen. Heute ist gute Fernsicht.“

„Hab ich ... hoohu, hoohu ... hab ich zu viel versprochen, Frau ... hoohu ... Frau Leineweber?“

„Ja, ja, ganz nett hier, das muss ich zugeben. Aber kriegen Sie erst mal wieder Luft, junger Mann. Da wird mir ja Angst und Bange, wenn Sie so keuchen.“

„Geht gleich wieder ... hoooch. Hab die Steigung wohl unterschätzt.“

„Warum tun Sie das? Warum schieben Sie eine alte Frau wie mich im Rollstuhl auf diesen Hügel? Wollen Sie mich hinabstürzen, mich umbringen?“

„Trauen Sie mir das zu?“

„Ich wüsste keinen anderen Grund.“

„Wie gesagt, ich wollte Ihnen etwas Gutes tun. Hab Sie noch nie lächeln sehen, Frau Leineweber.“

„Ich hab eben nichts zu lachen. Die Aussicht ist trotzdem schön.“

„Ja, ist sie, besonders heute. Schauen Sie doch mal, Frau Leineweber, da drüben!“

„Kann es sein, Herr Thieler, kann es sein, dass Sie es vor allem für sich selbst tun? Um sich selbst etwas zu beweisen? Sie müssen nicht antworten.“

„Ihnen kann man wohl nichts vormachen? Ja, vielleicht haben Sie Recht. Vielleicht will ich mir selbst beweisen, dass ich doch kein völlig schlechter Mensch bin.“

„Wieso sollten Sie ein schlechter Mensch sein? Sie sind immer höflich, freundlich, können nett plaudern und jetzt schieben Sie sogar noch einen alten Krüppel durch die Gegend. Nein, Sie sind ein guter Mensch, Herr Thieler.“

„Was wissen Sie denn! Ich und ein guter Mensch! Haben Sie eine Ahnung, was ich alles kaputt gemacht habe in meinem Leben, wie viele Menschen durch mich unglücklich wurden, sogar krank, sehr krank, tödlich krank?! Nichts wissen Sie!“

„Entschuldigung! Wie sollte ich? Ich wollte nicht ...“

„Dann sagen Sie nicht so einen Blödsinn, von wegen ich ein guter Mensch!“

„Herr Thieler, bitte fahren Sie mich zurück. Sofort!“

„Nein, Frau Leineweber, nein. Ich werde Ihnen jetzt sagen, was ich wirklich für einen bin, dann werden Sie anders über mich denken, ganz anders – und das zu Recht. Sie kommen hier eh nicht weg ohne mich, also hören Sie gefälligst zu ... bitte. Also: Das Ende der DDR war für mich erst mal eine Katastrophe. Im Juli 1990 wurde unser Betrieb abgewickelt und ich war arbeitslos. Kein Problem, werd schon wieder was finden, dachte ich. Aber es ergab sich nichts, jedenfalls nichts, was meiner Qualifikation und meinen Interessen entsprochen hätte.“

„Ich wusste gleich, dass Sie ein gebildeter Mann sind, Herr Thieler.“

„Diplomingenieur ist nichts Besonderes, davon gibt es jede Menge. Drei Jahre später nahm ich schließlich einen Job als Lagerarbeiter in einem Baumarkt an, na toll. Nur widerwillig fuhr ich jeden Tag zur Arbeit. Bis zur Rente ging das auf gar keinen Fall, so viel war klar. Meine Frau und unsere beiden Kinder litten sehr unter meiner schlechten Laune. Nichts passte mir, an allem hatte ich herumzunörgeln. Schließlich suchte ich Trost im Alkohol, was alles noch viel schlimmer machte. Meine Kinder hielten sich von mir fern.“

„Junge und Mädchen?“

„Nein, Frau Leineweber, beides Jungs. Sie hatten regelrecht Angst vor mir.“

„Haben Sie Ihre Kinder geschlagen? Oder Ihre Frau?“

„Nein, zu dieser Zeit noch nicht. Das kam erst später. Später ... ja, einen Tag werde ich nie vergessen. Es war der 26. Dezember 1998, ein Samstag. Markus rief an, der Bruder meiner Frau. Viel Kontakt hatten die beiden nicht mehr, seit er nach München gezogen war. Der übliche Smalltalk. Habt ihr Weihnachten gut verlebt? Alle gesund? Na prima ...blabla! Und dein Mann, arbeitet er noch im Baumarkt? Ja, schön. Nee, nicht so schön? Wieso? Ach, es gefällt ihm nicht, es kotzt ihn an. Aha, na ja, ich

hätte da vielleicht was für ihn, ganz neu und sehr lukrativ. So etwa muss das Gespräch meiner Frau mit ihrem Bruder abgelaufen sein. Gleich am nächsten Tag fuhr ich nach München.“

„Klingt ja erst mal ganz gut, oder?“

„Zuerst war ich sehr skeptisch. Das Zauberwort hieß Network-Marketing. Der Begriff war mir zwar neu, aber natürlich kannte ich Amway oder Tupperware, die ihre Produkte über solche Netzwerke vertrieben. Das war nichts für mich, lieber wollte ich weiter im Lager arbeiten. Markus erklärte mir, dass es hier aber gar nicht darum ging, irgendwelche Produkte zu verkaufen. Es galt, den Leuten Geld zu schenken. Ja, Sie haben richtig gehört, Frau Leineweber! Jeder Mensch verbraucht Strom, jeder Mensch telefoniert. Warum so viel bezahlen, wenn es auch billiger geht? Jemand musste ihnen nur sagen, wie. Jemand wie ich zum Beispiel. Die Märkte für Telekommunikation und Strom waren gerade erst liberalisiert. Neue Anbieter warben um Kunden und zahlten gut, wenn man ihnen Verträge vermittelte. Alle profitierten: Die Unternehmen bekamen neue Kunden, wir bekamen Provision und die Kunden sparten Geld, eine Win-win-win-Situation.“

„Hört sich lukrativ an, klingt nach einer guten Chance für Sie, dem verhassten Baumarkt endlich zu entfliehen, oder irre ich mich?“

„Ich blieb trotzdem skeptisch. Aber einen Versuch war es wert. Die erste Stufe in der Hierarchie war schnell erreicht. Ich stellte unseren eigenen Haushalt um, wir wechselten den Stromanbieter und die Telefongesellschaft. Bei zwei unserer Nachbarn waren wir ebenfalls erfolgreich. Die ersten Provisionen waren leicht verdient. Es schien zu funktionieren.“

„Aber Sie mussten sich doch das entsprechende Wissen aneignen, Herr Thieler. Niemand traut einem, der keine Ahnung hat, schon gar nicht, wenn's um Geld geht.“

„Nein, Frau Leineweber, man muss kein Experte sein, das wurde mir sehr schnell beigebracht. Ihr Gegenüber muss nur glauben, man sei ein Experte! Das allein ist wichtig. Klar habe ich auch Schulungen besucht, aber da ging es mehr um psychologische Tricks als um Fachinhalte.“

„Trotzdem, es ist etwas Gutes, wenn die Leute durch Sie Geld sparen konnten.“

„Das sah ich ebenso. Und wenn ich dabei mitverdiente, war das nur recht und billig. So weit – so gut.“

„Wo ist der Haken, Herr Thieler?“

„Es gibt zwei Haken, Frau Leineweber. Das System und die Gier.“

„Das müssen Sie mir erklären.“

„Im Grunde ist es ganz simpel. Der Kern des Network-Marketings besteht darin, dass du umso mehr verdienst, je mehr Leute für dich arbeiten. Du verdienst automatisch mit an allen Verträgen, die deine so genannte Downline schreibt. Derjenige hat den größten Erfolg, der möglichst viele Menschen in das Geschäft bringt. Und diese Menschen sollen wiederum möglichst viele andere anwerben, um selbst erfolgreich zu sein – und so weiter und so fort. Es gibt Modifikationen, Variationen, aber das Prinzip ist immer gleich.“

„Und das soll verwerflich sein, Herr Thieler?“

„Ja, denn die Menschen werden geschickt manipuliert. Die Besten werden präsentiert, sie erzählen in Meetings ihre Erfolgsstory, zum Beispiel vom Lagerarbeiter im Baumarkt zum Großverdiener. Ich habe es geschafft und ihr könnt das auch! Ihr müsst nur fleißig sein, müsst an euch glauben und nie aufgeben. Macht eure Ziele sichtbar, das eigene Haus, ein tolles Auto, eine Weltreise! Ihr könnt es schaffen! Seid ehrgeizig und glaubt an euch! Meine Präsentationen endeten immer mit dem Satz: ‚Ja, ich habe noch Wünsche, aber mein Daimler ist bezahlt.‘“

„Sie gehörten also zu den Besten. Hab ich mir gedacht, bei Ihrer Ausstrahlung.“

„Ich hatte nur Glück, von Anfang an dabei zu sein. Damit war ich automatisch weit oben in der Hierarchie.“

„Sie sprachen von zwei Haken, Herr Thieler. Was ist mit der Gier?“

„Das System funktioniert doch nur, weil die Menschen das Ganze nicht durchschauen. Sie merken nicht, dass sie verarscht werden, oder sie wollen es nicht merken. Es wäre doch toll, auch mal so erfolgreich zu sein wie der Thieler zum Beispiel, auch mal so viel Geld zu haben. Wenn er es geschafft hat, kann ich das auch. Sie wollen nicht wahrhaben, dass das ein Trugschluss ist.“

„Und deshalb wollen Sie kein guter Mensch sein, Herr Thieler?“

„Das ist nicht alles. Ich war wie in einem Rausch, war fast nur unterwegs. Das Management organisierte immer neue Meetings. An manchen Wochenenden wurden ganze Hotels angemietet, um Tausende Erfolgshungrige heißzumachen, heiß auf den Erfolg durch Network-Marketing, die neue Gelddruckmaschinerie aus Amerika.“

„Und Ihre Familie? Was sagte Ihre Frau dazu?“

„Das interessierte mich nicht. War doch endlich ein tolles Leben. Mit dem Daimler unterwegs, viele Bekanntschaften, die Abende in Bars oder Diskos. Ich trank den teuersten Whisky und den besten Kognak. Das konnte ich mir leisten. Junge Mädchen konnte ich mir leisten. Es gab nichts, was ich nicht konnte. Was interessierte mich die Familie? War ich zu Hause, gab es nur Ärger. Einmal erfuhr ich durch Zufall, dass mein Großer eine Prüfung nicht bestanden hatte. Da bin ich ausgerastet, hab ihn beschimpft und ihm eine geknallt. Als meine Frau dazwischenging, stieß ich sie weg. Sie fiel mit dem Kopf gegen die Kante eines Tisches, blutete, wurde fast ohnmächtig. Mir wird heute noch ganz schlecht, wenn ich nur daran denke.“

„Sie zittern ja, Herr Thieler. Ist Ihnen nicht gut?“

„Wird schon gehen, Frau Leineweber. Zwei Tage später zog ich aus. Meine Frau habe ich seitdem nur noch ein Mal gesehen, beim Scheidungstermin. Meine Jungs gar nicht mehr. Der Große driftete ab zu den Neonazis, der Kleine brach die Lehre ab und schloss sich militanten Umweltschützern an. Meine Frau, meine Ex-Frau, wurde wegen starker Depressionen mehrmals stationär behandelt. Vor zwei Jahren fand sie die Nachbarin mit aufgeschnittenen Pulsadern in der Badewanne.“

„Warum erzählen Sie mir das alles, Herr Thieler?“

„Schreiben Sie es auf, Frau Leineweber, Sie sind doch freiberufliche Autorin, Sie können das doch. Beschönigen Sie nichts! Machen Sie eine Story daraus, eine Warnung, eine Mahnung!“

„Lassen Sie uns zurückfahren, Herr Thieler, morgen sehen wir weiter.“

„Warum sind Sie denn so nervös, Lore?“

„Nervös? Ich? Ach was, Frau Leineweber, ich bin doch nicht nervös. Ich wundere mich nur, wo Herr Thieler bleibt. So spät kam er noch nie zum Frühstück.“

„Ach, Schwester, Moment bitte. Sagen Sie, ist irgendwas mit Herrn Thieler? Frühstück ist gleich vorbei und er ist noch nicht hier. Sonst ist er immer einer der Ersten.“

„Herr Thieler? Nun, es tut uns allen sehr leid. Schwester Gabi fand ihn heute Morgen in seinem Bett. Doktor Werner konnte nur noch den Tod feststellen. Gerade heute, an seinem fünfzigsten Geburtstag. Wie gesagt, wir bedauern es alle sehr. Ein guter Mensch.“